

VI. Feuilleton.

Goethe und die locale traumatische Neurose.

Von L. Witkowski.

Seitdem die Entstehung von Neurosen nach Unfällen zur Tagesfrage geworden, hat sie als unausbleibliche Folge dieses Vorzuges einen reichen Litteratursegen über sich ergehen lassen müssen. Auch wer nicht unerfahren genug ist, um in dieser Sturm- und Drangperiode den ersten Anfang der ganzen Entwicklungsgeschichte dieser Leiden und unserer Kenntniss von ihnen zu erblicken, muss ihre Vortheile zugeben. Sie hat die Gegensätze geschärft, aber auch geklärt, und ein wohlthätiges Bedürfniss nach grösserer Genauigkeit der Beobachtungen geschaffen. Allerdings gehen im Augenblick die Wogen des Kampfes ungewöhnlich hoch, die extremen Standpunkte haben eine Entfernung von einander erreicht, die einen Ausgleich kaum noch möglich erscheinen lässt. Mit der vollen Glaubensfreudigkeit junger Neophyten treten die einen allen Aeusserungen der für sie neuen und mit dem vollen Reize des Unbekannten geschmückten Lehre gegenüber und wissen nicht genug von der Fülle und Originalität der Erscheinungen bei ihren Patienten zu erzählen. Hingegen setzen wiederum andere einen Trumpf auf den Unglauben. Sie übersehen die früheren und die auswärtigen Beobachtungen und suchen das meiste von Verletzten Angegebene oder selbst Vorgewiesene auf das deutsche Unfallgesetz zurückzuführen, das nicht nur den Drang mindestens zur Uebertreibung erzeugen, sondern mit seinen Verhandlungen, Urtheilssprüchen und motivirten Gutachten auch gleichzeitig das nöthige Material für die Krankheitsgestaltung liefern soll. In diesen weiten Grenzen schwanken die Meinungen, indess sich die Zahl der streitigen Fälle von Tag zu Tag vermehrt.

Bei dieser Lage der Dinge schien es mir geradezu Pflicht, an eine bereits recht alte und sachgemässe Beschreibung zu erinnern, die zwar einem Werke der Dichtkunst angehört, aber sich weit über den Rang einer blossen litterarischen Curiosität erhebt und, ausser aller Beziehung zur Gesetzgebung oder zur procentischen Abschätzung der Erwerbsfähigkeit, womit sich die Aerzte mit Unrecht so viel Kopfzerbrechen machen, da sie gar nicht in das Bereich ihrer fachmännischen Competenz fällt und fallen kann, meiner Meinung nach nicht nur das thatsächliche Vorkommen des Vorganges, sondern auch seine richtige Würdigung, noch dazu in seiner allermodernsten und meist umstrittenen Form, als locale traumatische Neurose, ausser allen Zweifel setzt. Es ist kein geringerer als Goethe, der in einer Episode seines Wilhelm Meister diese Darstellung geliefert hat, und ob ich gleich gerechtes Bedenken trage, mich einer lückenfreien Kenntniss der seit kurzem so angeschwollenen

Litteratur zu rühmen, so glaube ich doch vor etwaigem Uebersehen einer bereits anderweit erfolgten Citirung dieser Stelle gesichert zu sein.

Es ist beachtenswerth, dass dieselbe nicht ganz allein steht, sondern inmitten einer ganzen Reihe nervenärztlicher Bemerkungen und Beobachtungen sich findet. Es hängt das, wie mir scheint, mit einer Eigenthümlichkeit der Anlage des nach Goethe's Absicht vorwiegend didactischen Romanes zusammen, der in anderen Theilen ausführliche und zum Theil zusammenhängende Erörterungen über wichtige Fragen der Kunst und des Lebens, Schauspielerei, Dramatik, Erziehung u. dgl. in sich birgt. Indess kann ich bei dieser doch nur litterarisch bemerkenswerthen Wahrnehmung nicht verweilen, die überdies bereits als Beute eines der vielen, mir glücklicherweise sämmtlich unbekannten, Goethecommentatoren das leichte Ränzel seiner thatsächlichen Ergebnisse einigermassen füllen geholfen haben mag. Dagegen muss ich um Erlaubniss bitten, wenigstens auf einzelne dieser neurologischen Momente selbst mit einigen Worten einzugehen, auf die Gefahr hin, diese bereits ausgedehnte Einleitung einer, wie ich versprechen kann, sehr kurzen Ausführung ungebührlich zu verlängern. Ich hoffe jedoch im Interesse der Sache für dies Vergehen Indemnität erbitten zu dürfen, welches am besten zeigt, wie leicht man sich weiter verirrt, wenn man sich einmal hat einfallen lassen, über die Genzen seines eigentlichen Machtgebietes hinauszuschweifen.

Zunächst eine in gar keinem direkten Zusammenhange mit der Sache stehende, aber für die Frage der Competenz des Dichters auf diesem Gebiet entscheidende und für den Irrenarzt sehr merkwürdige Aeusserung im 16. Capitel des fünften Buches. Nämlich eine kurze, aber nahezu erschöpfende Bemerkung über die Behandlung des Wahnsinns durch (wie man gegenwärtig sagen würde) geistige Ablenkung und zwar in Form stetiger, abwechselungsreicher und individuell angepasster Beschäftigung. Bezeichnender Weise ist es ein Geistlicher, dem selbst der „grosse Heide“ es damals für sachgemäss hielt, diesen Ausspruch in den Mund zu legen. Seitdem ist diese Methode bekanntlich in die Hände der Aerzte übergegangen und hat erst hier ihre vollen Früchte getragen, d. h. sich zur allein berechtigten Grundlage aller und jeder Behandlung und Pflege von Irren aufgeschwungen. Leider ist selbst heute noch die Theorie der Praxis weit voraus. Ueber das Princip sind alle oder doch die meisten einig, denn nur vereinzelt lassen sich noch Stimmen gegen ausgedehntes Arbeiten in Heilanstalten hören, aber mit der Ausführung hapert es noch an vielen Stellen. So entbehrt mehr als eins der prächtigen Lehrinstitute, deren sich heute die Irrenheilkunde in so reichem Maasse erfreut, genügender Einrichtungen für die volle Verwerthung seiner Arbeitskräfte, und selbst manche „Musterfarm“ eines grossen Asyles scheint nach Anlage und Ausdehnung der Zahl der Anstaltskranken gegenüber mehr auf das Wohl des Viehstandes bedacht, als für die volle Anführung des schon von Goethe betonten Grundsatzes — Beschäftigung der grossen Mehrzahl aller Kranken, und zwar in jedem einzelnen entsprechender Weise und mit der nöthigen Freiheit und Abwechselung eingerichtet.

Direkter schon auf unser Thema leitet die unter dem Namen „Bekenntnisse einer schönen Seele“ ein Buch des Romans füllende Selbstbiographie einer Hysterischen, oder, wie der sich auf der Höhe des heutigen Wissens Fühlende sagen muss, „Neurasthenischen“ (was auf deutsch, soweit mir bekannt, „nervenschwach“ bedeutet). In der That ist die ganze Erzählung trotz des zeitgeschmacklichen oder eigentlich geschmacklosen Titels nichts als eine Krankengeschichte, und zwar eine mit gleichmässiger Berücksichtigung aller und ganz besonders auch der rein körperlichen, ursächlichen wie begleitenden, Umstände verfasste. Bezeichnend ist schon der Anfang: „Bis zu meinem achten Jahre war ich ein ganz gesundes Kind,.... Mit dem Anfange des achten Jahres bekam ich einen Blutsturz, und in dem Augenblicke war meine Seele ganz Empfindung und Gedächtniss.“ In diesem Style geht die an psychologischen Feinheiten überreiche Erzählung weiter. Mit unbewusstem Egoismus analysirt die „Dulderin“ ihre Selbstquälerei und Selbstbespiegelung, die wölbigen Schmerzen und leidvollen Freuden, all das leidige Durcheinander überempfindsamer Gefühlsverkehrung, das Kennern solcher Zustände aus manchem harten Klagestündlein der unter demüthiger Maske so anspruchsvollen Patienten nur zu gut in Erinnerung ist. Freilich muss es jedem Leser überlassen bleiben, über die eigentliche Stellung des Dichters zu der von ihm so bestimmt als krankhaft gezeichneten und doch wiederum, nach direkten Aeusserungen im 8. Buche, mit einer Art von schwärmerischer Verehrung umgebenen und bekanntlich nur halbfingierten Urheberin des Berichtes sich eine Meinung zu bilden. Hier kommt es ja zunächst nur auf das Objective der Beschreibung an, und diese zeigt die Schreiberin, um einen sehr bekannt gewordenen Ausdruck Rom-

berg's¹⁾ zu gebrauchen, als vollendete „Virtuosin auf ihren sensiblen Nerven“, welche noch dazu als mütterliche Tante der später nach einem Trauma „neurotisch“ erkrankenden Gräfin, gerade im Sinne der Goethe'schen Auffassung und im Einklange mit den im Roman mehrfach erörterten, wenn auch etwas äusserlich gefassten Erblichkeitseinwirkungen volle Aufmerksamkeit verdient. Es wird sich dies aus einer kurzen Recapitulation der für das Verständniss des folgenden unentbehrlichsten Umstände des Romanes noch bestimmter ergeben.

Man erinnert sich der Situation auf dem gräflichen Schlosse, wie sie im dritten Buche enthalten ist. Mit einer Anzahl von Schauspielern, in deren Gesellschaft Zufall und Neigung ihn geführt und festgehalten haben, ist auch Wilhelm gastlich aufgenommen worden. Sichtliches Wohlwollen bezeugt ihm vor allen die jugendliche Gattin des alternden Grafen, für die er sehr bald eine heftige Neigung empfindet. Eine leichtlebige Hausgenossin, die Baronesse, wünscht den Knoten zu schürzen; sie verkleidet den jungen Mann in ein Hausgewand des Grafen und führt ihn in der Dämmerung auf des Abwesenden Zimmer, wo die „schöne Gräfin“ unvorbereitet eintreten und in der ersten täuschenden Ueberraschung über ihre gewöhnliche Reserve hinausgehen soll. Aber der Anschlag misslingt. An Stelle seiner Gemahlin erscheint der unerwartet früh heimgekehrte Graf selbst. „Er tritt in sein Zimmer, glaubt sich selbst zu sehen und verfällt von der Zeit an in eine Melancholie, in der er die Ueberzeugung nährt, dass er bald sterben werde.“ In den hier hervorgehobenen Worten ist, wie man sieht, eine weitere psychische Krankheit angedeutet. Auch ihr muss ich einige Worte widmen, die uns nur scheinbar von dem eigentlichen Objecte entfernen. Wenn die Besprechung zunächst an die Bezeichnung Melancholie anknüpft, so mag dies zwar den Schein der Pedanterie erwecken, gerade dieser vermeintliche Umweg wird aber den raschen Ueberblick über das Sachliche erleichtern.

Das spätere Auftreten des Grafen im 8. Buche entspricht nämlich durchaus nicht unseren heutigen Begriffen von Melancholie. Sicher und zuversichtlich geht er einher, in gleichmässig ruhiger und heiterer Stimmung, die sich in feierlicher und bedeutungsvoller Rede und Geberde äussert. Seine Urtheile und Anordnungen trifft er mit Schärfe und Bestimmtheit, und ist von ihrer Unfehlbarkeit genau so überzeugt, wie von derjenigen seiner Fürbitte bei Gott für ein erkranktes Kind. Ueberhaupt steht er in naher Beziehung zum Himmel und belächelt überlegen die natürlichen Erklärungen für Ereignisse und Dinge, da er jederzeit tiefere und geheimnissvolle, dunkle Deutungen bereit hält und bevorzugt. Kurz, er steht über, nicht unter den Dingen und kann, da er auch eine entschiedene Neigung zu langathmigen, bei aller Spitzfindigkeit aber immer einen gewissen Scharfsinn bezeugenden Ausführungen zur Schau trägt, recht wohl als Typus rasonnirender Manie gelten, im Gegensatz etwa zu Hamlet, dem litterarischen Vertreter der rasonnirenden Melancholie, der das Rasonniren in seinen beiden, dem deutschen Sprachgebrauche entsprechenden Bedeutungen, als Schimpfen sowohl, wie als Weitschweifigkeit überhaupt und Dialectik insbesondere, cultivirt und mit seinen wenig geschickten Versuchen, den Verwirrten zu spielen, die Diagnose des Erfahrenen kaum irreführen kann. Genauer würde ich, einer von mir seit Jahren angestrebten Vereinfachung der Terminologie entsprechend, des Grafen Krankheit als maniakalische Verrücktheit²⁾ bezeichnen, wodurch als wesentlich die Systematisirung fester Wahnvorstellungen und die Ruhe und Gleichmässigkeit des zum Fortschreiten kaum neigenden Verlaufes hingestellt ist, während die anhaltende Exaltation im Fühlen und Vorstellen die Varietät und die, immerhin nur secundäre, Verwandtschaft zur Manie kennzeichnet. Wenn man bedenkt, wie wenig auch heute noch die psychiatrische Nomenclatur als „fixirt und systematisirt“ bezeichnet werden kann, und wie namentlich der Begriff der Melancholie noch vor kurzem ebenso weit gefasst wurde, als er jetzt von manchen willkürlich und bis zur Widersinnigkeit eingeengt wird, so erscheint des Dichters Benennung um so begreiflicher, als ja in der That, wie erwähnt, namentlich der beginnenden Krankheit erhebliche depressive Momente beigemischt waren. Und auch hierin giebt derselbe einer richtigen Erfahrung Ausdruck, denn gerade bei den rein oder ganz vorwiegend expansiven, und zwar meist religiös exaltirten Formen der Verrücktheit (Paranoia, Wahnsinn anderer) lässt sich ein ganz oder theilweise melancholisches Vorstadium, dessen Nichtexistenz bei weitaus den meisten anderen nicht dauernd melancholischen

¹⁾ Ich weiss sehr wohl, dass Romberg speciell von den Hypochondern spricht; eine feste Grenze derartiger Zustände giebt es eben nicht, doch gäbe der Ausdruck Hypochondrie kein treffendes Bild von den hauptsächlichsten Seelenzuständen der Patientin.

²⁾ Deren, der Häufigkeit melancholischer Verrücktheit gegenüber seltenes Vorkommen ich sehr mit Unrecht eine Zeit lang ganz gelehrt hatte, wie mich bereits seit Jahren meine Notizen gelehrt haben.

Erkrankungen ich schon vor längerer Zeit nachgewiesen habe, als wesentlicher Verlaufsbestandtheil regelmässig feststellen. Wenigstens trifft dies für alle von mir notirten Fälle zu, wie ich bereits früher gelegentlich erwähnt habe. So führt also auch hier eine genaue Prüfung bei scheinbarem Widerspruche zu einer um so unbedingteren Anerkennung der thatsächlichen Richtigkeit von Goethe's Zeichnung. Die auch sonst in ihrer Consequenz gewiss jeden Fachmann befriedigende Beschreibung der Krankheit des Grafen steht aber in engster Beziehung zu derjenigen der Gräfin, welcher nun uns zuzuwenden allerdings die höchste Zeit ist. An der zuerst angeführten Stelle (V, 16) heisst es weiter:

Und leider ist diese (durch die Krankheit des Gatten und seine Idee, sich von der Welt zurückzuziehen, betroffene) Dame mit einem noch tieferen Kummer behaftet, der ihr eine Entfernung von der Welt nicht widerlich macht. Eben dieser junge Mensch (Wilhelm, von dessen Verkleidung gerade die Rede war) nimmt Abschied von ihr, sie ist nicht vorsichtig genug, eine aufkeimende Neigung zu unterdrücken, er wird kühn, schliesst sie in seine Arme und drückt ihr das grosse, mit Brillanten besetzte Porträt ihres Gemahls gewaltsam wider die Brust; sie empfindet einen heftigen Schmerz, der bald vergeht, erst eine kleine Röthe, dann keine Spur zurücklässt. Ich bin als Mensch überzeugt, dass sie sich nichts weiter vorzuwerfen hat; ich bin als Arzt gewiss, dass dieser Druck keine üblen Folgen haben werde; aber sie lässt sich nicht ausreden, es sei eine Verhärtung da, und wenn man ihr durch das Gefühl ihren Wahn benehmen will, so behauptet sie, nur in diesem Augenblick sei nichts zu fühlen; sie hat sich fest eingebildet, es werde dieses Uebel mit einem Krebschaden sich endigen

Ich denke, das blosse Lesen dieses Berichtes schliesst jeden Gedanken an ein einfaches Erzeugniss der Phantasie aus. Beachtet man aber weiter die schriftstellerischen Gewohnheiten des grossen Realisten, die gewiss nicht absichtslose Einschiebung eines Arztes als Berichterstatter, sowie endlich und vor allem die absolute Lebenswahrheit des Ganzen sowohl, wie auch aller so bestimmt individualisirten Einzelheiten und die noch näher zu besprechende Fälle der Motive, welche, wie mit fatalistischer Nothwendigkeit sich zu dem verhängnissvollen Endergebniss zusammenballen und zuspitzen, so bleibt für mich wenigstens nur die Annahme einer treu nach der Natur, wenn auch vermuthlich mit voller dichterischer Freiheit der Combination ausgeführten Zeichnung übrig. Es handelt sich also um eine vor mehr als 90 Jahren gegebene Beschreibung einer localen traumatischen Neurose infolge örtlich begrenzten heftigen Druckes.

(Schluss folgt.)